

ZUM THEMA

Holocaust-Gedenktag: Heckscher Klinik erinnert an Max Isserlin und andere im Dritten Reich verfolgte jüdische Ärzte aus München

Am 27. Januar 2015, dem 70. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, wurde weltweit der Opfer des Holocaust gedacht. Auch in der Münchner Heckscher Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie fand Ende Januar eine Gedenkveranstaltung statt, die sich dem wechselvollen Schicksal jüdischer Ärzte in München widmete. Veranstalter waren neben der Klinik die Israelitische Kultusgemeinde in München und die Kliniken des Bezirks Oberbayern (kbo). Im Mittelpunkt stand die Erinnerung an Professor Max Isserlin: Der jüdische Mediziner war der erste Chefarzt der Klinik, die damals noch in Schwabing ansässig war. Von den Nationalsozialisten ausgegrenzt und verfolgt, musste Isserlin in den 30er Jahren seine ärztliche Tätigkeit aufgeben. Er verließ Deutschland 1939 und starb zwei Jahre später im Exil in England.

Die Veranstaltung wurde von einem Grußwort des Bezirkstagspräsidenten von Oberbayern, Josef Mederer, und einer an Freiheit und Humanität appellierenden Botschaft der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde, Charlotte Knobloch, eröffnet. Bevor der Ärztliche Direktor der Heckscher Klinik, Professor Dr. Franz Joseph Freisleder, über das Leben und Wirken von Max Isserlin sprach, gab zunächst der Münchner Medizinhistoriker Prof. Dr. Wolfgang Gerhard Locher einen allgemeinen Überblick über die Geschichte der Juden – insbesondere der jüdischen Ärzte – in München. Locher spannte in seinem Vortrag „Angekommen und ausgegrenzt – zum Schicksal jüdischer Ärzte in München“ einen weiten Bogen von der ersten urkundlichen Erwähnung jüdischer Einwohner in der Stadt im Jahr 1229 bis zur Neugründung der Israelitischen Kultusgemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg.

Der erste jüdische Mediziner in München, den man nach Angaben des Medizinhistorikers in den Annalen der Stadt finden kann, ist ein gewisser „Jakob, der Jud“, der im Jahr 1368 als Leibarzt des Herzogs Stefan tätig war. Wie Locher berichtete, lebten die Juden zu dieser Zeit in München wie überall in Deutschland gefährlich. Sie wurden bis in die frühe Neuzeit erheblich diskriminiert und immer wieder verfolgt und vertrieben. Locher erinnerte an die Ausweisung der Juden aus dem Herzogtum Bayern im Jahr 1553 und an das Ausweisungsdekret durch Kurfürst Max Emanuel im Jahr 1715. Erst im späten 18. Jahrhundert wuchs die jüdische Gemeinde in München deutlich – von 20 urkundlich erwähnten Personen jüdischen Glaubens im Jahr 1750 auf 413 im Jahr 1804.

Im 19. Jahrhundert besserte sich die gesellschaftliche Stellung der Juden. Die Bayerische Verfassung von 1818 sicherte Katholiken, Protestanten und Juden gleiche bürgerliche und politische Rechte zu. Auch im Gesundheitsbereich wurden die jüdischen Bürger Münchens sichtbarer: Im Jahr 1823 eröffnete im Allgemeinen Krankenhaus eine eigene „israelitische“ Abteilung, die eine Kranken- und Sterbebehandlung nach jüdischem Ritus ermöglichte. Außerdem entstanden im 19. Jahrhundert ein jüdisches Schwesternheim in der Mathildenstraße und zu Beginn des 20. Jahrhunderts das jüdische Krankenhaus in der Hermann-Schmid-Straße. Auch die Zahl der jüdischen Ärzte stieg an, nachdem die deutschen Universitäten Juden nach und nach zum Studium zugelassen hatten. Locher erwähnte unter anderem Heinrich von Breslau (1784–1851) – der wahrscheinlich als erster Arzt jüdischen Glaubens im 19. Jahrhundert in München die Erlaubnis zur Niederlassung erhielt – und den Armenarzt Hermann Oettinger (1802–1855). Trotz der formalen Gleichberechtigung blieb der Antisemitismus im 19. Jahrhundert aber stets spürbar. Um leichter Karriere machen zu können, ließen sich daher viele Juden taufen und konvertierten zum Katholizismus oder Protestantismus, darunter auch der erwähnte Heinrich von Breslau.

Wie Locher weiter ausführte, fühlten sich die Münchner Juden Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts trotz des latenten Antisemitismus wohl weitgehend integriert und anerkannt. Sie kämpften als „gute Patrioten“ im Ersten Weltkrieg für das Deutsche Kaiserreich und waren auch in der Weimarer

Republik eine tragende Säule der jungen Demokratie. In Zeiten von Hyperinflation und Weltwirtschaftskrise nahm die antisemitische Agitation vor allem durch rechte Gruppierungen allerdings deutlich zu. So hetzte beispielsweise das NSDAP-Parteiorgan, der Völkische Beobachter, 1930 massiv gegen den Leiter der Münchner Augenklinik, Karl Wessely, einen assimilierten Juden, dessen Großeltern zum Protestantismus konvertiert waren.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten sahen sich die Juden in Deutschland, und damit auch die jüdischen Ärzte, immer stärkeren Repressionen ausgesetzt. Bereits 1933 verloren jüdische Ärzte ihre Kassenzulassung, „Nicht-Arier“ durften nicht mehr Medizin studieren und mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ wurden jüdische Dozenten und Professoren aus den Universitäten „entfernt“. Locher erwähnte mehrere bekannte Münchner Mediziner, die im Zuge dieser Gesetzgebung ihre Ämter aufgeben mussten, darunter den Mitbegründer der Kinder- und Jugendpsychiatrie Erich Benjamin. Durch den Entzug der Approbation 1938 wurde den jüdischen Ärzten dann endgültig die wirtschaftliche Existenzgrundlage entzogen. Viele Betroffene entschieden sich zur Emigration, andere wählten den Suizid; von denen, die blieben, überlebten nur wenige den Holocaust.

Trotz der erlittenen Verfolgung und trotz des Massenmordes an den europäischen Juden blieben einige Überlebende nach dem Ende des Krieges in München. So war ein jüdischer Arzt maßgeblich am Wiederaufbau des Münchner Gesundheitswesens beteiligt: Der Kinderarzt Julius Spanier

(siehe Titelbild und Artikel S. 15) wurde von der amerikanischen Militärbehörde als kommissarischer Leiter der Ärztlichen Bezirksvereinigung Münchens eingesetzt. Als Präsident der neu gegründeten Israelitischen Kultusgemeinde in München warb Spanier eindrucksvoll für Versöhnung und Frieden.

Wie viele Ärzte jüdischen Glaubens heute in München praktizieren, lässt sich nicht genau sagen, da die Meldestelle des Ärztlichen Kreis- und Bezirksverbandes (ÄKBV) die Religionszugehörigkeit nicht erfasst. Locher nannte die geschätzte Zahl von etwa 50 Münchner jüdischen Ärzten.

Nach diesem historischen Rückblick richtete der Ärztliche Direktor der Heckscher Klinik Prof. Dr. Franz Joseph Freisleder den Fokus auf Professor Max Isserlin, den ersten Chefarzt der Heckscher Klinik. Der gebürtige Königsberger Isserlin war im Jahr 1906, 27-jährig, als Schüler Emil Kraepelins von Heidelberg nach München gekommen, wo er zunächst als unbezahlter Mitarbeiter des berühmten Psychiaters an der Königlich-psychiatrischen Universitätsklinik an der Nußbaumstraße tätig war. Dort arbeitete er mit Pionieren der modernen Psychiatrie wie Alois Alzheimer zusammen und habilitierte sich 1910 mit einer experimentellen Arbeit über die „Analyse einfacher Bewegungsabläufe bei Geisteskrankheiten“. Isserlin beschäftigte sich in dieser Zeit auch mit der Psychoanalyse, der er kritisch gegenüberstand, und mit Psychopathologien bei Kindern. Einen achtjährigen Jungen, der an organisch nicht zu erklärenden Schluckbeschwerden litt, behandelte er erfolgreich mit Hypnose, wie in einem Artikel der

Münchener Medizinischen Wochenschrift aus dem Jahr 1908 zu lesen ist.

Angeregt durch seinen Kollegen Hans Gudden, den Sohn des bekannten Leibarztes Ludwigs II., beschäftigte sich Isserlin in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg mit der Jugendfürsorge, insbesondere mit den Ursachen von Dissozialität und Delinquenz im Jugendalter. Nach Kriegsausbruch meldete sich Isserlin 1915 als Militärarzt und betreute in einem Münchner Reservelazarett Hirnverletzte. Nach dem Krieg gelang es ihm, Geldgeber wie das Haus Wittelsbach und den Stifter Carl August Heckscher – einen amerikanischen Großindustriellen mit deutsch-jüdischen Wurzeln – für den Bau einer Klinik für hirnverletzte Soldaten zu gewinnen. Die Klinik wurde unter dem Namen „Heckscher-Nervenheil- und Forschungsanstalt“ in der Schwabinger Tristanstraße gebaut, seit 1925 war Isserlin ihr Leiter. Die therapeutischen Erfolge, die er dort bei der Behandlung von Sprachstörungen, die durch Hirnverletzungen ausgelöst waren, erzielte, brachten ihn auf den Gedanken, die neuen Therapien auch bei Kindern mit zerebral bedingten Sprachstörungen anzuwenden. Zusammen mit Carl August Heckscher und unterstützt von der öffentlichen Hand, bewirkte Isserlin den Bau eines Kinderhauses für die „Heckscher-Nervenheil- und Forschungsanstalt“, das 1929 eröffnet wurde.

In der Klinik wurden nicht nur erkrankte Kinder behandelt und betroffene Eltern beraten, es wurden auch neue heilpädagogische Behandlungsmethoden entwickelt und erprobt. Im Fokus standen dabei Kinder, die aufgrund spezieller Hirnschäden

„Schwierigkeiten im Unterricht und der Erziehung bieten“.

Nur vier Jahre nach der Eröffnung der Klinik wurde Isserlin 1933 auf der Grundlage des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ aus dem Staatsdienst entlassen. Wegen seiner „nicht-arischen Abstammung“ musste er seine Stellung als Ärztlicher Leiter der Heckscher-Nervenheil- und Forschungsanstalt für Erwachsene aufgeben; den Chefarztposten in der Kinderklinik übte er noch bis zum Approbationsentzug im Jahr 1938 aus. 1939 floh er vor den Nationalsozialisten nach England. Dort starb er zwei Jahre später an den Folgen einer Operation.

Wie Freisleder berichtete, scheinen die Kinder, die damals der Heckscher Klinik anvertraut waren, dem Schicksal der Euthanasie entgangen zu sein. Nach Recherchen der ehemaligen Klinikmitarbeiterin Renate Jutz hatte Isserlins frühere Assistentin und Nachfolgerin, Dr. Maria Weber, zusammen mit den in der Heckscher Klinik tätigen Ursberger Schwestern dafür gesorgt, dass alle Kinder als „bildungsfähig“ eingeschätzt wurden. Offenbar wurde keines der Kinder in eine Euthanasie-Tötungsanstalt verlegt.

„Isserlin war der Geburtshelfer der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Bayern, er hat unserem für die Gesellschaft enorm wichtigen Fachgebiet den Weg bereitet“, sagte Freisleder zum Ende seines Vortrags und stellte die Frage: „Könnte nicht hier bei uns in München vielleicht eine nach ihm benannte Straße auch künftige Generationen an Max Isserlin und sein Schicksal erinnern?“

Caroline Mayer

Diesen und weitere MÄA-Leitartikel finden Sie auch auf der Internet-Seite des ÄKBV unter
www.aekbv.de > Münchener Ärztliche Anzeigen > MÄA-Leitartikel